Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

35. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. 6. Jahrgang des „Protestant“.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch R. Emde (Bremen) und M. Fischer (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244 a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile .... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) .... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. Nr. 52. Vierteljahrspreis 1 ℳ. 50 ₰

Berlin 27. Dezember 1902 Bremen.

Beim Abschluß des Jahres bitten wir unsere Mitarbeiter und Leser, die weitere Verbreitung des „Protestantenblattes“ sich auch ihrerseits angelegen sein zu lassen. Besonders dankbar würden wir für freundliche Mitteilung von Adressen sein, an welche Probeblätter gesandt werden sollen. Unsere Postabonnenten bitten wir um rechtzeitige Neubestellung.

Schriftleitung und Verlag.

Inhalt: Arbeit für die Ewigkeit. Von A. König. — Lydia, die Purpurkrämerin aus Thyatira. Von A. Kalthoff. — Ein neuer Ketzerprozeß in Sicht. — Kirchenzeitungen und evangelisches Glaubensleben. Von Konrad Scipio. — Kirchliche Nachrichten. — Litteratur. — Anzeigen.
Feuilleton: Emil Zola. Von F. Hildebrand.

Arbeit für die Ewigkeit.

Joh. 6, 27. Wirket Speise, nicht die vergänglich ist, sondern die da bleibet in das ewige Leben.

Jedes scheidende Jahr mahnt uns, Arbeit für die Ewigkeit zu thun. Gewiß, daß Arbeit für die Zeit not thut, das muß auch gepredigt werden. Die Müßiggänger, diese Vergeuder und Diebe der Zeit, beweisen recht kräftig die Notwendigkeit solcher Predigt. Es war nicht die kleinste That der Reformatoren, daß sie den Glauben an die Gottseligkeit des mönchischen Lebens jäh zerstörten und die Pflicht der Weltarbeit als Gottesgebot betonten. Die von der rechten Gesinnung geadelte Weltarbeit ein Gottesdienst, das war ein neu entdecktes Evangelium der Reformation, welches die Menschen ihres irdischen Berufes wieder froh werden ließ. Freilich man kann ein, weltlich betrachtet, tüchtiger Arbeiter sein und doch kann die fromme Seele dem Leben und darum auch der Arbeit fehlen. Es giebt Arbeit, die Gottesdienst und es giebt Arbeit, die Götzendienst ist. Die äußeren Erfolge der Arbeit garantieren noch nicht die Treue und Redlichkeit der Gesinnung. Die letztere wird aber überall da vorhanden sein, wo man unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit lebt und arbeitet. Die weltliche Arbeit, die geleistet werden muß, ist bei der Kompliziertheit des Lebensapparates, eine überaus mannigfaltige. Wieviel Millionen Glieder müssen thätig sein an dem Riesenleib des Menschheitslebens. Wie verschieden die Funktionen an dem einen Organismus! Gleichwohl ist ein Geist, eine höhere Einheit in der Lebens- und Arbeitsauffassung möglich, und das Christentum in seiner Zusammenfassung aller Berufsthätigkeiten zum Aufbau des Reiches Gottes auf Erden als dem Zweck alles Weltwirkens strebt jene Einheit an. Ob sie je erreicht werden wird, ist eine große Frage, aber als Ideal muß sie uns immer vor Augen schweben. Wer mit daran arbeitet, daß die Gedanken Gottes immer mehr Weltwirklichkeit werden, wer teilnimmt an der Reichsgottesarbeit im Sinne Jesu, der arbeitet nicht nur für die Zeit, sondern auch für die Ewigkeit. Denn diese Arbeit ist nicht zum wenigsten Arbeit an der Menschenseele. Die Arbeit an der Menschenseele aber ist Arbeit für die Ewigkeit. Mag sie in den Augen der Welt gering angesehen, von vielen für überflüssig erachtet, ja mit Hohn und Spott übergossen, von verhältnismäßig wenigen geleistet werden, Jesus ist der Meinung: Diese Arbeit thut vor allem not und alles irdische Rennen, Ringen, Hasten, Jagen hilft uns nichts, wenn wir die Arbeiten an der eigenen Seele, die Läuterung und Heiligung unseres Innersten, aus dem das äußere Leben quillt, unterlassen. Wer diese Arbeit verachtet, verachtet Gott, der da will, daß diese Arbeit gethan werde, er verachtet Jesus Christus, dessen ganzes Leben dieser Arbeit an der Menschenseele geweiht war, er verachtet den heiligen Geist, der diese Arbeit in uns wirkt. Wie aber können Menschen sich noch selber achten, die ihr Bestes, den heiligen Geist, die göttlichen Regungen ihres Gewissens verachten? Die Menschen sorgen schlecht für sich, die nicht für ihre Seele sorgen. Das Gleichnis vom reichen Thoren giebt uns das zu bedenken. Der reiche Kornbauer hatte vielleicht in seinem Erdendasein etwas Tüchtiges zusammen gearbeitet, zusammengesorgt, zusammengespart, zusammengegeizt. Die Leute im Orte zogen respektvoll vor ihm den Hut und weil er ein so schönes Besitztum, einen so schönen Viehbestand hatte, so nannten sie ihn einen „schönen“, einen „hübschen Mann“. Gott aber sprach zu ihm: „Du Narr!“ Wie kam es, daß Gott ihn so ganz anders titulierte, als die Leute im Dorfe? Das kam daher, weil die Menschen ihn äußerlich, Gott aber ihn innerlich taxierte. Der Mann hatte sich leiblich, aber nicht seelisch versorgt, er hatte für die Zeit viel, aber wenig, nichts für die Ewigkeit gethan. Der reiche Mann war ein armer Tropf im Angesicht des Todes und der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne, als Gott seine Seele forderte. Jesus ruft uns zu: Trachtet am ersten danach, daß ihr reich werdet in Gott, und wenn ihr Versicherungen abschließt, vergeßt nicht die eine, die vor allem not thut: Die Lebensversicherung eurer Seele. Keine Anstalt, keine Kirche kann sie euch besorgen, ihr müßt euch schon selbst bemühen und euren Lebensbund machen mit Gott. Aus diesem Lebensbund erblüht euch ein innerer, ein ewiger Wohlstand der Seele, das wahre Glück, die Seligkeit.

A. König.

Lydia, die Purpurkrämerin aus Thyatira.

Wenn auch die religiösen Impulse der christlichen Bewegung hauptsächlich von dem jüdischen Messiasglauben aus-

gegangen sein mögen, so ist das Christentum eine geschichtliche Lebensmacht doch erst im römischen Reiche geworden. Nicht Jerusalem, sondern Antiochien, Alexandrien, Rom bildeten die Zentren, um welche das christliche Gemeindeleben sich organisierte. Römische Wirtschaftsgeschichte, römische Politik und Gesellschaftsordnung sind die realen Faktoren, aus denen die reale Gestalt der christlichen Kirche als einer wirtschaftlichen, politischen und sozialen Organisation sich herausgearbeitet hat. Jedes neue Leben in der Geschichte entsteht aber zunächst im Gegensatz zu dem alten. Es nimmt seine Lebensfähigkeit und geschichtliche Notwendigkeit nicht aus der Blüte, sondern aus dem Verfall eines historischen Gebildes. Es ist ja die Verkörperung des Rechtsanspruchs der in dieser bisherigen Entwickelung nicht zu ihrem Rechte gekommenen Lebenskräfte. Roms Verfall aber beginnt gleichzeitig mit seiner Blüte.*)

Als um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung Rom seine Adler in den Hauptpunkten der damaligen drei Erdteile aufgepflanzt und damit die Zukunft seiner Weltherrschaft inauguriert hatte, wurde im Innern des Reiches schon das Verderben offenbar, das den Preis bildete, um welchen die Stadt an der Tiber ihre Größe und Macht erkauft hatte. Die Zügel dieser Macht lagen in den Händen einer Klasse, die ihre Macht immer rücksichtsloser im eigenen Interesse auszubeuten entschlossen war. Diese Notablen arbeiteten sich gegenseitig in die Hände, um die einträglichsten Staatsämter für sich und ihre Angehörigen zu sichern. Die ungeheuren Vermögen, welche als Beute in den Händen der Beamten zurückgeblieben waren, übten wieder ihre Anziehungskraft auf die kleinen Leute, die dann als freiwillige Gefolgschaft den Einfluß der Vornehmen unterstützten. Da bei der senatsfähigen Gesellschaft nur der Betrieb der Landwirtschaft als standesgemäß erachtet wurde, so legte das Großkapital auf Grund und Boden Beschlag, es bemächtigte sich des Staatsackers und verdrängte den Kleinbauer, der dann die Masse des großstädtischen Proletariats vermehrte. Während in Rom selbst der blutige Ausgang der gracchischen Reformversuche nur die Unmöglichkeit, dieser gemeingefährlichen agrarischen Entwickelung Einhalt zu thun, offenbar machte, hatte das Proletariat in Sizilien und im Innern Kleinasiens einen Bundesgenossen gefunden, in dessen Tiefen noch eine ganz andere Kraft aufgespeichert lag, als in den Reihen der mit ihren Expropriateur entarteten Bauern: die Sklavenheerden, die entweder als lebendes Inventar auf den großen Gütern der Notablen, oder in den industrieellen Unternehmungen, namentlich den Bergwerken, ein untermenschliches, ja untertierisches Dasein führten. Unter diesen Sklaven befanden sich intelligente Existenzen, die an geistiger und sittlicher Bildung ihre Herren turmhoch überragten. Sie trugen auch in den Sklavenzwinger, der sie mit ihren Leidensgefährten zusammenpferchte, ein neues Leben hinein: den Gedanken eines Rechts, das jeder Mensch auf sich selbst habe, den Adel der Arbeit und den flammenden Protest gegen eine Gesellschaftsordnung, die dem reichen prassenden Müßiggänger die Gewalt gab über das Leben und die Kraft ungezählter Tausende. Unter diesen Sklaven gab es auch fromme Männer und Frauen, meistens orientalischer Abkunft, die über die gegenwärtige Not hinausschauten in eine kommende bessere Zeit, die mit ihrem Glauben appellierten an die ewige Gerechtigkeit, daß sie die Zeichen der Schmach und des Unrechts austilge, die ihnen im Brandmal der Knechtschaft auf die Stirne geschrieben waren. Schon Jahrhunderte hindurch hatte sich der unterirdische Groll aufgespeichert, der als die letzte Regung des Menschenwesens in allen diesen aus der Menschheit Ausgestoßenen lebendig geblieben war. Schon die alten Philosophen hatten die furchtbare Gefahr geahnt, die dem Bestande der alten Kultur aus diesem Vulkan, auf dem die alte Welt lebte, beständig drohe. Nun erscheint, etwa anderthalb Jahrhunderte zu früh, und doch ein Wegbereiter des Kommenden, der Prophet, der das unter der Asche glimmende Feuer zu hellen Flammen entfacht: Eunus von Enna, der Syrer; er

*) Vergleiche Georg Adler: Sozialreform im Altertum, und Karl Bücher: Die Aufstände der unfreien Arbeiter von 143—129 vor Chr.

Emil Zola.

Da Zolas Persönlichkeit noch zu nahe an die Gegenwart heranreicht, so ist das Urteil über seine Bedeutung noch nicht abgeschlossen; erst die Zukunft wird seine Leistungen richtig werten können. Während die Jünger der realistischen Kunstrichtung in ihm den unerschrockenen Führer verehren, welcher dem Kultus der Klassizität und der Schwärmerei der Romantik den Boden entzogen und modernen Ideen die Wege gebahnt hat, verketzern ihn die Anhänger des Klassizismus und versagen seiner Kunst ihre Anerkennung. In Deutschland werden Zolas Romane verschlungen, deshalb machen uns die Franzosen den Vorwurf, wir verständen den Schriftsteller nur halb, unsere Sprachkenntnisse reichten nicht hin, die Tragweite der Zolaschen Gedanken zu fassen und die versteckten Anspielungen herauszufühlen. Welcher Jubel auf der einen Seite und welch Gezeter auf der andern, wenn ein neuer Roman Zolas erschien! Während die Freunde jedes neue Werk mit Freuden begrüßten und auch die schlüpfrigen Sachen in Hast genossen, standen die Gegner kopfschüttelnd bei Seite und wunderten sich, daß normal angelegte Menschen den Wust zu Ende lesen mochten. Die einen stellen Zola als den größten Schriftsteller seines Jahrhunderts hin und behaupten dreist und keck, daß keine andere Litteratur ein solch klassisches Kunstdenkmal wie die zwanzig Bände, die Rougon-Maquart betitelt sind, aufzuweisen habe, worin die Schicksale und Sitten einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche geschildert sind. Andere dagegen wenden sich schaudernd von den Greueln hinweg und fürchten den Verstand zu verlieren, wenn sie diese unappetitliche Kost hinunterwürgen würden. Wahrscheinlich wird noch viel Wasser ins Meer fließen, ehe diese widerstreitenden Meinungen gesichtet sind und eine vorurteilslose Kritik über diese eigenartige Erscheinung das entscheidende Wort gesprochen hat. Wir stehen noch mitten in dem Kampfe um die Ansichten, welche Zola verfochten hat, seine Anhänger selbst sind noch unklar über die Stellung, welche er in der Kulturentwicklung erhält, und die Gegner haben die Keulenschläge noch nicht überwunden, welche der Held im Waffengange auf sie niederhageln ließ. Selbstverständlich maße ich mir keineswegs an, in dieser Skizze den Widerstreit der Meinungen zu schlichten, ich gebe hier nur in kurzen Umrissen das wieder, was ich bei der Lektüre von Zolas Werken gedacht und empfunden habe.

Zola ist zweifelsohne ein tüchtiger Charakter, der für gleiches Recht und edle Menschlichkeit in den vordersten Reihen gestritten hat. Der unglückliche Dreyfus verdankte es ihm in erster Linie, daß er von der Teufelsinsel fortgekommen ist und die Freiheit wieder erlangt hat. Dieser edlen That wegen haben wir seiner Zeit dem Dichter zugejubelt; aus allen Gauen Deutschlands sind ihm Zustimmungsadressen und Sympathiebeweise während dieser erregtesten Epoche seines Lebens zugesandt worden. Für die Freiheit des Schrifttums, des religiösen Bekenntnisses und des Individuums hat er manches tapfere Wort gesprochen. Durch die Schilderung des Elends in den niederen Volksschichten hat er den Reichen das Gewissen geschärft und die Besitzenden an ihre Pflichten gegen die Enterbten erinnert. Und bei seinen Schilderungen des Lasters verfährt er wie der verständige Arzt, der den Herd der Krankheit aufdeckt und die Gefahren für die Umgebung bespricht, um die Ansteckung zu verhindern und größerem Unglücke vorzubeugen, er wirbt nicht für das Laster, wie etwa Maupassant, sondern er warnt vor demselben. Diese Verdienste wird ihm niemand streitig machen.

Staunenerregend ist die Arbeitskraft Zolas gewesen. Fünfundvierzig starke Bände hat er in seinem verhältnismäßig kurzen Leben verfaßt, ohne daß eine Abnahme seiner Schaffenskraft sich fühlbar machte. In seinen letzten Werken kommen seine Fähigkeiten erst zur vollen Entfaltung und die Wahl des Stoffes gegen Ende seines Lebens bekundet ein zunehmendes Verständnis für die großen Tagesfragen. Mit mangelhaften Schulkenntnissen ausgerüstet, begann er seine litterarische Laufbahn, trotzdem

weissagt den sikulischen Mitsklaven von dem Königreiche, das unter Wundern und Zeichen aufgerichtet werden solle, in dem er selber das Szepter führen und mit Gerechtigkeit und Milde regieren werde. Im Vertrauen auf den weissagenden Magier brechen die Entschlossensten bei Nacht ihre Ketten, üben an ihren Peinigern ein schnelles Gericht, und wie sich die Scharen der aufständigen Sklaven gemehrt, geht man daran, Eunus zum König auszurufen und auf Sizilien einen Volksstaat zu gründen, bis nach zehnjährigem wechselnden Kampfe die ganze Herrlichkeit den Streichen der Römer erliegt, und Tausende von Gefangenen ihren kurzen Freiheitstraum am Kreuze büßen. Von Sizilien ist die Bewegung übergesprungen nach Italien, besonders aber nach Kleinasien, wo in der späteren Heimat des Paulus, Cilicien, ein Apostel des Eunus die Freiheitspredigt des Meisters verkündigt. Hier findet der Freiheitsdrang der Sklaven thatkräftige Unterstützung an Aristonikos, einem Bastardbruder des Königs von Pergamon, der gegen den Versuch, die pergamenische Herrschaft durch Testament den Römern zu überliefern, seine Thronansprüche geltend macht. Der Thronprätendent sammelt zur Durchführung seiner Ansprüche ein Sklavenheer und verheißt den Teilnehmern des Kampfes die Gründung eines Sonnenstaates, in welchem alle Knechtschaft und Ungerechtigkeit ein Ende haben solle. In dem Namen des Sonnenstaates, Heliopolis, wird der Freiheitsbewegung der Sklaven ihre höhere, religiöse Weihe gegeben, und die angehenden Bürger von Heliopolis erobern das Innere von Kleinasien, bis auch sie entweder im Kampfe erliegen oder von den römischen Kriegsknechten ans Kreuz geschlagen werden. „Der Name Heliopolis führt uns an die Orontesquelle zwischen Libanon und Antilibanon, nach dem syrischen Heliopolis, dem Stammsitze des nationalen Sonnengottes Adad, dessen Name nach Macrobius den Einzigen und Alleinigen bedeutet. Der universelle Charakter des Sonnenkultus trat schon, wenn auch nicht in demselben Maße, wie in der spätrömischen Kaiserzeit, in dem Synkretismus der Diadochenperiode zutage; wie sich schon für diese der Mithrasdienst von Persien bis Athen nachweisen läßt, so mochte der syrische Sonnengott unter den Seleukiden mit nach Kleinasien hineingedrungen sein, zumal er sich hier an die einheimischen phrygischen und karischen Kulte leicht anschließen ließ. Die uralten Naturreligionen des inneren Kleinasiens waren von den Attalen als Vehikel ihrer Herrschaft begünstigt und bald auch in reinen Griechenstädten, wo sie sich den verwandten Diensten des Dionysos und der Aphrodite anglichen, eifrig in der nationalen Weise geehrt worden. Wenn gerade damals diese Kulte auch im eigentlichen Griechenland in einer großen Zahl von geschlossenen Vereinen und frommen Bruderschaften gepflegt wurden, so ist das, was ihnen Verbreitung schaffte, nicht sowohl das Zaubermeer eines schrankenlosen Sinnenrausches, in das sich ein unbefriedigtes, überreiztes Geschlecht so gern versenkt, als vielmehr die diesen Genossenschaften eigentümliche, der sozialen Anschauungsweise der Hellenen fremde Gleichstellung aller Glieder, mochten sie Griechen oder Barbaren, Männer oder Frauen, Freie oder Sklaven sein. Danach ist die Bezeichnung „Bürger der Sonnenstadt“ zu beurteilen. Sie unterschied die Anhänger des Aristonikos als die gläubige Gemeinde des Adad von den Ungläubigen, die verbrüderten Armen und Elenden von ihren feindlichen Bedrängern.“ *)

Diesen geographisch-historischen Hintergrund müssen wir uns gegenwärtig halten, wenn wir die sonst schlechthin unverständlichen Erfolge der messianischen Propaganda, die sich besonders an den Namen des Paulus knüpfen, verstehen wollen. Warum mag es jener Augenzeuge, der in der Apostelgeschichte die Erlebnisse dieser messianischen Wanderredner erzählt hat, für wert gehalten haben, in seinem Tagebuche aufzuzeichnen, daß Lydia, die Purpurkrämerin, die ihnen in Philippi Herberge gegeben, aus der Stadt der Thyatirer gewesen sei? — Thyatira war unter den ersten kleinasiatischen Städten, die dem Ansturm der Heliopoliten erlag. Hier hatte sich also die Bewegung festgesetzt, in welcher die Sklaven eine erste Organisation der

*) K. Bücher, a. a. O. 106 ff.

---

hatte er sein Wissen durch eisernen Fleiß so vervollkommnet, daß er auf allen Gebieten zu Hause war. Über Medizin, Geschichte, Malerei, Physik, Baukunst ꝛc. redet er mit der Sicherheit eines Fachmannes. Auf den Promenaden, in den Bädern und in den Kirchen weiß er ebenso genau Bescheid wie auf den Bahnhöfen, in den Fabriken und in den Parlamenten. Nichts entgeht seiner Beobachtung, die geheimsten Regungen der Seele hat er ebenso genau untersucht wie die Richtung der Metalladern im Innern der Erde. —

Trotz der Fülle seiner Beobachtungen und trotz des glücklichen Griffes in der Wahl des Stoffes ist doch Zola kein fesselnder Schriftsteller. Er schreibt zu schwerfällig und schreitet einher wie ein plumper Bauer, dem die mit Nägeln beschlagenen Stiefel wie Klötze an den Beinen hängen und der bei seiner sauren Arbeit das Hüpfen und Springen verlernt hat. Er verfügt weder über blendenden Witz noch über gesunden Humor. Man kann einen dickleibigen Roman durchlesen, ohne auf eine heitere Scene zu stoßen, bei der man von Herzen lachen muß. — Seine Helden sind entweder melancholische Träumer oder rohe Gewaltmenschen, sie schwärmen für ein Ideal, das für ihr Können zu hoch gespannt ist oder greifen mißmutig zu Gewaltmaßregeln, um die gegenwärtige Gesellschaftsordnung zu vernichten. Wieder andere sind Genußmenschen, die allen sittlichen Halt verloren haben. Selbst seine Träger hoher Gedanken sind wenig nach unserm Geschmack, weil sie wie leblose Schemen unter ihren Brüdern wandeln und vor lauter Philosophieren nicht zum Handeln kommen. Vergeblich wird man bei Zola nach einer wirklich edlen Frau suchen. So zahlreich auch die Frauencharaktere sind, die der Dichter als Muster hinstellen will, so wird doch niemand sagen können, daß er eine Figur geschaffen hat, die annähernd so gelungen wäre, wie etwa die Iphigenie in Goethes gleichnamigem Drama. Die in den oberen Schichten der Gesellschaft lebenden Frauen Zolas sind genußsüchtig, verschwenderisch und zuchtlos, sie treiben Ehebruch, vernachlässigen die Kindererziehung, pflegen die Wohlthätigkeit als Sport und gehen zur Beichte, wenn das Gewissen schlägt. Und seine Arbeiterfrau ist ein Lasttier, welches für seine Dienste geprügelt wird, oder eine gefallene Dirne, welche alle Reize eingebüßt hat. Zola scheint für das Wesen echter Weiblichkeit geringes Verständnis gehabt zu haben. Selbst die Susanne in Travail, die er mit manchem schönen Zuge ausgestattet hat, ist doch in mancher Beziehung ein Schattenbild. Wie kann man einer Frau zumuten, daß sie den Mann noch achtet und liebt, der vor ihren Augen Ehebruch begeht? Dagegen gelingt es ihm viel besser, die Art der Kinder zur Darstellung zu bringen; die Harmlosigkeit der Kleinen beim Spiele, ihre Hilfsbereitschaft und Liebenswürdigkeit, ihren fröhlichen Sinn und ihre naive Weise zu plaudern, hat er vortrefflich geschildert.

Von seinen Sittenbildern kann man wohl behaupten, daß sie vollständig verzeichnet sind, der Dichter stellt die Ausnahme als die Regel hin, er findet irgendwo ein sittenloses Individuum und macht es zum Repräsentanten einer ganzen Gesellschaft. Eine Person wie Nana kann unmöglich gelebt haben. Die Franzosen wehren sich auch mit Hand und Fuß dagegen, mit den Figuren der Zolaschen Muse identifiziert zu werden. Wir sind gar nicht so schlecht, wie uns Zola hinstellt, sagen sie, Zola ist ein Dichter, der in Symbolen zu uns redet, seine Nana ist das personifizierte Laster, aber kein Weib, kein menschliches Wesen. Und wir wollen ihnen gern glauben, daß Zola übertrieben hat und daß die französische Gesellschaft im Durchschnitt besser ist als ihr Ruf; denn eine korrumpierte Gesellschaft ist dem Tode verfallen; aber in den Adern unserer Nachbarn jenseit der Vogesen rollt ganz gesundes Blut, die Franzosen beweisen ihre Thatkraft auf allen Gebieten des Lebens, sie kämpfen und ringen mit den Kulturvölkern heute noch wie vordem um Erweiterung ihres Einflusses und Vermehrung ihrer nationalen Güter, sie gleichen noch lange nicht dem faulen Stamme, der keine Früchte trägt und abgehauen werden muß.

Zolas Romane sind voll von Problemen, welche die Gegenwart beschäftigen und an deren Lösung er sich heranwagt, ohne

Freiheit und der Menschenrechte erstrebt. Und diese Bewegung sollte nicht wieder zur Ruhe kommen. Wie die Kriege Roms gegen Mithridates vierzig Jahre später das kleinasiatische Proletariat zu neuen Kraftanstrengungen anstachelten, so sammelten sich die Versprengten aus dem letzten großen Sklavenaufstande Italiens in den taurischen Bergklüften, wo sie für ihre Leiden und Niederlagen überall teilnehmendes Verständnis fanden. Aus dieser so revolutionären und blutigen Vorgeschichte des kleinasiatischen Messianismus mag auch die Schilderung, die die Offenbarung Johannis von der Gemeinde in Thyatira giebt, zu erklären sein. Das Weib Isebel, die da spricht, sie sei eine Prophetin und verführt die Knechte Christi, Hurerei zu treiben und Götzenopferfleisch zu essen, dürfte wohl eine Reminiscenz an die Überbleibsel sonnenstädtischer Orgien, die in den Winkeln von Thyatira sich erhalten, bedeuten. So haben sich auch in Philippi der tarsische Zeltweber und sein Gefährt schnell mit der Purpurkrämerin aus Thyatira zusammengefunden. „Wir hatten in Philippi unser Wesen etliche Tage", sagt der Erzähler. Aber diese wenigen Tage genügen, um Lydia der „Gemeinde des Herrn" zuzuführen. Muß da nicht schon vorher auf eine Gesinnungsgenossenschaft dieser Frau aus der Stadt der Thyatirer mit den Männern, die das Evangelium für die Armen predigten, geschlossen werden? Es geht doch auch hier wie sonst bei den „Bekehrungen" durch Paulus überraschend schnell. Wie die Heimat des Paulus, so müssen wir uns eben das ganze Innere von Kleinasien bis zur Westküste hin durchsetzt denken von den Ideen, die in dem Aufstande der Sonnenstädter ihren elementaren Ausdruck gefunden, und die dann der messianischen Mission den Boden bereitet, so daß schon der Statthalter von Bithynien am Anfang des zweiten Jahrhunderts sich der Sekte der Armen, wie die Christen ursprünglich genannt wurden, nicht mehr erwehren konnte und den Kaiser Trajan in der Sache um Rat fragte.

Hier war also in einer mehr als hundertjährigen Leidensgeschichte das Kreuz zum Sinnbild der gemarterten Sklavenschaft geworden, und alle die Tausende, die am Holze des Fluchs unter den Händen roher Kriegsknechte verschmachtet waren, hatten in einer viel eindringlicheren Sprache, als es die Schule je vermocht, die Frage nach dem Leiden des Gerechten gestellt, die Frage aktuell gemacht. Damit aber löst sich das Rätsel, wie in unglaublich kurzer Zeit ganz Kleinasien von christlichen Missionaren für die Gemeinde, die im Symbol des Kreuzes sich zusammenfand, gewonnen werden konnte. Diesen Leuten brauchte die Predigt vom Kreuz nicht erst lange erklärt zu werden; diese Predigt war ihre eigenste Lebenserfahrung, sie war ihre Qual und ihre Hoffnung. So wird die kurze Notiz von der sofort bekehrten und die messianischen Wanderredner in ihr Haus aufnehmenden Frau aus der Stadt der Thyatirer eine bedeutsame Hinweisung auf die Gründe, welche die Erfolge der christlichen Missionsthätigkeit erklärlich machen. A. Kalthoff.

Ein neuer Ketzerprozeß in Sicht?*)

(Vgl. Nr. 51.)

Das Land, das diese Aussicht bietet, ist also wieder einmal das gemütliche Württemberg, und der Mann, um den es sich handelt, unser Freund, der bekannte Pfarrer J. Gmelin in Großaltdorf. Derselbe ist, weil er einen Bauern (Namens Hanselmann) aus einem Außenweiler seiner Gemeinde (Kerleweck) wegen eigenmächtiger Verlängerung der Heuvakanz, an der sich sämtliche Kinder von Kerleweck beteiligten, nach der Pflicht seines Amtes als Ortsschulinspektor vor die Ortsschulbehörde geladen und wegen ungebührlicher Aufführung dort vor das Oberamt zu gesetzlicher Ahndung gebracht hatte, von diesem unter dem 30. August wegen seiner Osterfestpredigt vor dem Dekanatamt in Hall verklagt worden. In besagter Osterpredigt hatte Pfarrer Gmelin, unter dem Eindruck der Art, wie der bekannte Fall Weingart von den christlichen Erbauungsblättern des Landes allgemein verwertet worden war, entsprechend der

*) Auf Grund uns zugegangener Informationen ergänzen wir unsern kurzen und etwas ungenauen Hinweis in voriger Nummer durch diese Darstellung. D. Red.

daß man sagen kann, daß er gerade immer einen glücklichen Griff hat und Licht in das Chaos der Ansichten bringt, er ist zu sehr Empiriker, um wirklich berufen zu sein, in der Neuregelung der gärenden Verhältnisse mitreden zu können, er bekennt sich zu den Lehren der Sozialisten und Anarchisten, welche die alte Ordnung für so schlecht halten, daß keine Besserung möglich ist. Nach seiner Meinung ist die Religion von jeher ein Hemmschuh aller menschlichen Entwicklung gewesen. Die Kirche hat die Menschen in Klöster gesperrt, um die Leidenschaften zu vernichten, auf denen doch das Leben beruht. Sie zieht den Aberglauben groß, nimmt die Gewissen gefangen und verkündet einen lügnerischen Gott. Die Kirchenfürsten zeichnet er als Schurken, Giftmischer und Mörder, sie benutzen ihre Machtstellung, um die Gläubigen auszubeuten. Der Priester niederer Ordnung hat den Glauben verloren oder ist zu beschränkt, um die Haltlosigkeit des ganzen Systems zu durchschauen. Merkwürdig, daß gerade aus echt katholischen Ländern die heftigsten Angriffe gegen den fest begründeten Bau der katholischen Kirche kommen; man sollte es kaum für möglich halten, daß Lourdes und Rome in Frankreich veröffentlicht worden sind und günstige Aufnahme gefunden haben. — Unsere heutige Gesellschaft hat abgewirtschaftet und ist dem Untergange verfallen. Wie einst Rousseau, so lehrt er, daß Eigentum Diebstahl sei. Die Reichen haben sich Güter angeeignet, welche die Armen mit ihrem Blute erkauft haben. Der Anarchist, welcher mit Gewaltmitteln die alte Ordnung über den Haufen stürzen will, befindet sich im Rechte. Alle unzufriedenen Elemente sollten sich mit den großen Aposteln der Menschheit vereinigen, um bessere Zustände zu schaffen. Es beginnt bereits zu tagen, ein neues Morgenrot ist im Anzuge.

Zola verlangt, daß in allen unseren Einrichtungen die Kunst zur Erscheinung kommen, unsere Möbeln und Wohnungen sollten nicht bloß bequem und solide, sondern auch schön geformt sein. Die Kunst ist nicht ein Vorrecht begüterter Klassen, etwa des Adels, sondern ein Gemeingut aller Stände. Ihre stärksten Anregungen empfing sie stets aus dem Volke, welches von jeher der Träger aller Kultur gewesen ist. Autoritäten sind für die Kunst verhängnisvoll, sie erzeugt immer neue Formen wie der Baum, der sich von innen heraus verjüngt und dem Lichte entgegenwachsend junge Triebe hervorbringt. Niemand besitzt die Kunst, der wahre Künstler würde mit seinem Werke nie zu Ende kommen, wenn er sich nicht mit Selbstüberwindung von dem Objekte, das er darstellen will, befreit. Der arme Claude in L'Œuvre verwirft eine Studie nach der andern und legt zuletzt Hand an sein Leben, weil er an seinen Fähigkeiten verzweifelt. Es mag in den Charakter Claudes viel Selbsterlebtes mit verwebt sein, wie von anderer Seite behauptet wird, mir scheint es aber, als ob Zola in L'Œuvre den echten Künstler hat schildern wollen, der das Ideal fassen will und dem es wie ein Irrlicht immer wieder entflieht.

Eine so bedeutende Persönlichkeit wie Zola kann von den nachfolgenden Geschlechtern nicht vergessen werden. Selbst wenn ihm auch alle Eigenschaften eines populären Dichters fehlen, so wird man an ihm doch nicht vorbeikommen, wenn man die neue Litteraturepoche behandelt. Und wenn eine strenge Kritik auch manches Wertlose aus seinen Werken ausscheiden wird, so bleibt doch eine Menge Gutes bestehen. Seine Schilderungen verraten eine seltene Kraft der Darstellung; etwas Gewaltigeres wie die ersten Kapitel in L'Assommoir, in Lourdes und Travail, die Beschreibungen von Paris und Rom, sowie des Schlachtfeldes von Sedan wird man kaum in der französischen Litteratur finden. Und wenn Zola bei den Schilderungen der sittlichen Verhältnisse in der französischen Metropole auch zu dick aufgetragen hat, so wird man doch zugestehen müssen, daß er einen Schnitt ins faule Fleisch gethan hat, der dem Körper gut thun wird. In Fécondité besonders deckt er ein Übel auf, welches die Machtstellung Frankreichs ernstlich gefährdet. Die Franzosen werden immerhin gut thun, wenn sie die Warnungen Zolas nicht in den Wind schlagen.

Bremen. F. Hildebrand

Pflicht der Wahrhaftigkeit unverhüllt neben der Tröstlichkeit auch die Schwierigkeit der Osterbotschaft dargelegt, angesichts der Verschiedenheit der Osterberichte, welche Verschiedenheit freilich für Kinder und Leute, die Kindern gleich seien, nicht existiere: also daß von einem geschichtlichen Beweis für eine leibliche Auferstehung, d. h. daß der tote Leib wieder lebendig geworden sei, nicht die Rede sein könne, und der Glaube so auch hier eben auf den Glauben, einmal auf den Osterglauben der Apostel, dann aber gottlob auch auf die eigene Glaubenserfahrung von dem Wirken des lebendigen Heilandes angewiesen sei, welchen Glauben auch er, der Pfarrer, auf Grund seines Glaubens an den lebendigen Gott aus voller Überzeugung teile. Die Thatsache der Auferstehungserfahrung war also vollauf gewahrt, nur über die Form nichts entschieden, vielmehr gesagt worden, daß Auffassungen ähnlich der Weingartschen unmöglich das Heimatrecht in einer evangelischen Kirche versagt werden und jedenfalls das Schicksal des Leibes Christi wie unseres eigenen Leibes unmöglich für uns das Entscheidende sein könne. Diese Osterfestpredigt lag jetzt, fünf Monate nachdem sie gehalten worden war, unter dem Eindruck der erfahrenen Rüge dem Bauer Hanselmann so schwer auf der Seele, daß er vor dem Dekanatamt in Hall unter Berufung auf 1. Kor. 15 als Retter des bedrohten Christenglaubens auftreten zu sollen glaubte. Das Dekanat, obgleich es über die wirkliche Ursache der Anklage (als Teil des Gemeinschaftlichen Oberamts) kaum im Zweifel sein konnte, nahm die Sache mit der ganzen amtlichen Schwere auf, getrieben vollends von dem Haller Prälaten (v. Braun), der von dieser Art die Auflösung der württembergischen Landeskirche befürchtete, und es, wie schon der Dekan, dem Angeklagten namentlich schwer verübelte, daß er in seiner Predigt keinerlei Versuch gemacht hatte, die Verschiedenheit der evangelischen Berichte in Übereinstimmung zu bringen, sondern sich damit begnügte, seinem ersten Teil einen die Kehrseite enthaltenden zweiten gegenüberzustellen. So kam, da Pfarrer G. gegenüber Dekanat wie Generalsuperintendentur an dem Recht der vollen Wahrhaftigkeit auch auf der Kanzel festhielt und auch für die Zukunft zu keinerlei Versprechungen einer etwaigen Änderung seiner Haltung sich herbeiließ; auf der andern Seite aber der um die Reinheit des Glaubens besorgte rührige Bauer Hanselmann, verstärkt noch durch ganze 5 — sage fünf — weitere Unterschriften — deren Namen sind dem Pfarrer bis jetzt sorgfältig verschwiegen worden, also daß die Behörde selbst sie lediglich als Anhängsel Hanselmanns betrachtet, wohl mit Recht — mit der dekanatamtlichen Regelung der Sache (einem Verweis an den Pfarrer, mit dem dieser nichts anfangen zu können erklärte) sich nicht zufrieden gab, sondern Vorlegung an das Konsistorium verlangt hatte, die Sache regelrecht vor die Oberkirchenbehörde. Diese hat sich zu einer formellen Antwort über zwei Monate Zeit gelassen und, nachdem unter der Hand erst eine andere Behandlung in Aussicht gestellt worden war, unter dem 1. Dezember einen Bescheid gegeben, mit dem der Fall in sein letztes Stadium treten dürfte. Denn im wesentlichen läuft dieser auf eine doppelte Verweisung hinaus: „auf seine Amtsverpflichtung sich bei seinen kirchlichen Vorträgen an die heilige Schrift zu halten und sich keine Abweichungen von dem evangelischen Lehrbegriff, so wie derselbe vornehmlich in der Augsburgischen Konfession enthalten ist, zu erlauben. Dieser Lehrbegriff aber schließe den Glauben an die Auferstehung Christi als eine wirkliche leibliche in sich.“ Daneben aber wird dem Pfarrer G. noch besonders seine aus Anlaß des Falls Finckh-Gmelin-Steudel am 27. März 1895 abgegebene Erklärung, „auf Geltendmachung seiner Opposition gegen eine Reihe kirchlicher Lehrfassungen so lange zu verzichten, als er sich noch in einem Pfarramte der Landeskirche befinden werde“, zu Gemüte geführt, und unter Hinweis auf die gesetzlichen Folgen, der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß Pf. Gmelin sich auf diesen seinen Standpunkt vom 27. März 1895 noch zurückfinden werde. Hierüber werde zu einer Erklärung bis zum 20. Dezember d. J. entgegengesehen.

Darauf hat nun, wie wir hören, Pfarrer Gmelin zur Antwort gegeben: was seine am 27. März 1895 abgegebene Erklärung, die man ihm hier vorhalte und die ihm in schwerer Stunde abgenötigt gewesen sei, betreffe, so habe er ja diese, die sich übrigens nicht sowohl auf seine Predigt, hinsichtlich deren ihm keinerlei Vorhalt gemacht gewesen sei, als auf seine Lehrthätigkeit, in erster Linie den Konfirmandenunterricht, bezogen habe, noch vor Wiederbeginn dieses Unterrichts unter dem 8. Januar 1896 in formeller Weise rektifiziert und so zurückgenommen durch die im Prozeß Steudel bekannt gewordene Erklärung an die Oberkirchenbehörde, daß er sich außer stande sehe, seinen Unterricht in anderer Weise zu erteilen, als er dies früher gethan und als er in der Zwischenzeit durch Abdruck des Entwurfs zu einem neuen Konfirmandenbüchlein (im „Evang. Kirchenblatt“ 1895 Nr. 21 ff.) öffentlich dargelegt habe. Darauf sei ihm bekanntlich unter dem 14. Januar 1896 die Antwort erteilt worden, daß die Oberkirchenbehörde keinerlei Äußerung von ihm eingefordert habe darüber, wie er seinen Unterricht erteile u. s. w., eine Antwort, nach der er sich seither in seinem Amt ohne Beanstandung von irgend welcher Seite gerichtet habe. Gegenüber der Verweisung auf die allgemeine Lehrverpflichtung der Geistlichen aber erinnere er daran, daß eine buchstäbliche Auffassung dieser Verpflichtungsformel schon im Jahre 1893 in der ja von ihm angeregten Eingabe der 153 Geistlichen zurückgewiesen sei und daß auch die Oberkirchenbehörde in ihrer Antwort darauf (bei aller Forderung, den sachlichen und geschichtlichen Zusammenhang mit den Grundzeugnissen der evangelischen Kirche über deren Schriftverständnis festzuhalten) „das Recht der wissenschafttichen Forschung in der evangelischen Kirche stets anerkannt und der persönlichen Entwicklung und Bewegung des einzelnen Geistlichen jede mit Rücksicht auf die kirchliche Ordnung und das religiöse Bedürfnis der Gemeinde vereinbare Freiheit“ lassen zu wollen erklärt habe. Ob diese kirchliche Ordnung durch seine Osterpredigt gestört worden sei, darüber, wie ebenso über die Frage, welche Vorstellung über die Art der Auferstehung nach der heiligen Schrift und selbst nach den Aussagen eines Paulus die allein zulässige sei, gebe es bekanntlich zweierlei Meinungen, ohne daß die orthodox-pietistische sich als die einzig berechtigte Interpretation hinzustellen berechtigt sei. Keinenfalls könne er den Bauern Hanselmann als berufenen Richter auch nur über die Stimmung der Gemeinde anerkennen, dürfe vielmehr in dem Umstande, daß derselbe trotz aller Agitation nicht mehr als fünf Unterschriften für seinen Racheschritt gefunden habe, wohl ein Zeugnis dafür sehen, daß die Majorität der Gemeinde in seiner Thätigkeit überhaupt, wie auch in jener Predigt, über die ihm auch ganz andere Urteile zugekommen seien, das wirkliche Glaubensinteresse wohl herausgefühlt habe. Was aber endlich die hier in Rede stehende Hauptfrage nach der allgemeinen Pflicht des Geistlichen hinsichtlich seiner Predigt betreffe, so stehe über jeder einzelnen menschlichen Regel die Pflicht der Wahrhaftigkeit vor Gott, von welcher auch eine Kirchenbehörde, am wenigsten eine evangelische, durch keinerlei Erlaß oder Statut zu entbinden das Recht habe. Zur Pflicht der Ehrlichkeit, welche auch auf der Kanzel gelten müsse, gehöre überall, nicht bloß die halbe, sondern die ganze Wahrheit zu sagen. Vollends für das geistliche Amt bleibe die unumgängliche erste Pflicht die der vollsten Wahrhaftigkeit, ohne welche es keine Freudigkeit und so auch keine sittliche Wirkung der Rede geben könne. Eben um „positiv“ oder aufbauend zu wirken, müsse der Geistliche auch sagen dürfen, was („negativ“) ungiltig oder unzureichend sei. So z. B. habe in seiner Osterpredigt er zu dem zweiten Teil, welcher den vollen Beifall seiner Oberen in Hall gefunden habe, ein sittliches Recht doch nur dadurch gehabt, daß er im ersten Teil auch die andere Seite der Wahrheit nicht verschwiegen habe. Wie er schon vor dem Generalsuperintendenten erklärt habe, so wisse er sich in allem Wesentlichen der evangelischen Lehre, nämlich in allem, was im Herzen und Gewissen des Menschen seinen Widerhall finde oder, anders ausgedrückt, sittlichen Inhalt habe, in voller Übereinstimmung. Zu diesen gewissensmäßigen Bestandteilen des evangelischen Glaubens könne er aber Aussagen über die Art der Auferstehung Jesu Christi so wenig wie über dessen Geburt oder etwa die Wiederkunft („in den Wolken des Himmels“ und zwar noch zu Lebzeiten der Apostel) rechnen. Damit sei

er sich bewußt, nicht nur die Grundlagen unserer Kirche nicht zu zerstören, wie man, so Herr Prälat v. Braun, ihm vorwerfe, sondern vielmehr, nur für die Grundsätze einzutreten, die unserer Kirche im Unterschied von der katholischen allein ihr Existenzrecht auch für die Zukunft, und zwar ein siegreiches, zu sichern vermögen. Und so sei es ihm weder um der evangelischen Kirche, die mehr als auf der melanchthonischen Augustana auf der Erklärung Luthers in Worms stehe, noch um seines Pfarramts, das ohne Wahrhaftigkeit keinen Wert für ernsthafte Menschen habe, noch endlich um seiner eigenen Seele willen, die er nur als ehrlicher Mensch retten könne, möglich, eine Erklärung in der gewünschten Richtung abzugeben, müsse es vielmehr der Oberkirchenbehörde anheimgeben, das übliche Verfahren auf Ketzerei gegen ihn einzuleiten.

Kirchenzeitungen und evangelisches Glaubensleben.

Offener Brief an die Redaktion der „Evang. Kirchenzeitung".

Geehrte Redaktion!

Es ist eine für das Gemeindebewußtsein nichtssagende Angelegenheit, über die ich an Sie schreiben muß. Ein Theologenzank vielleicht, wie Ihre kirchlichen Vorfahren sie klassisch vertraten; für mich mehr, denn sonst würde ich Ihnen nicht schreiben. Es handelt sich um einen Angriff auf das Recht persönlichen evangelischen Lebens in unserer evangelischen Landeskirche.

Ich meine die Polemik, die Sie in Nr. 47 Ihres Blattes („Begründet von E. W. Hengstenberg") gegen meine Stellung in der hiesigen pommerschen Provinzialsynode gebracht haben und den Zusatz, den teils, wie es scheint, als Hilfsstellung für mich, teils als Bekenntnis zu Ihnen, Herr Superintendent a. D. Friedemann, der Missionsreferent unserer Synode, in Ihrer Nr. 49 gegeben hat. Nun müssen Sie aber nicht glauben, daß ich als Kirchenzeitungsmensch gegen Sie als Kirchenzeitungsmenschen streiten wolle. Ich kann Sie versichern, daß ich — nach den Jahren unreifen Werdens — mit allen „Kirchenzeitungen" seit langer Zeit gründlich durch bin. Sie sind alle wert, daß sie zu Grunde gehen, und sie thun es auch, Gott sei dank, alle. Was meine persönlichen Bedürfnisse hier betrifft, so ist dafür schon seit vielen Jahren gesorgt, indem „meine" Kirchenzeitung bereits seit längerer Zeit durch Gottes Gnade untergangen ist. Lieber kaufe ich mir für das Geld ein par gute theologische Bücher, von deren Studium man Erquickung und Nahrung hat.

Daher hatte ich auch von Ihrem Bericht über mich in Ihrer Nr. 47 keine Ahnung, bis Herr Sup. Friedemann die Liebenswürdigkeit gehabt hat, mir ein Exemplar der Nr. 49 Ihrer Kirchenzeitung, worin er auf mich zurückkommt, zuzusenden. Aber wenn Sie einmal wieder das Bedürfnis haben sollten, sich mit mir zu beschäftigen, so wollen Sie, bitte, die betreffende Nummer Ihres Blattes auch mir zugehen lassen: es ist „ritterlicher", jedenfalls mensur-entsprechender, wenn man den Gegner die Hiebe, die man ihm erteilen will, wenigstens auch — merken läßt!

Und nun zur Sache (denn ich habe mir Ihre Nr. 47 dazu geliehen). Das gehörmäßige Mißverständnis bezüglich „neukirchlicher" oder „neukirchener" (es muß aber nach der niederrheinischen offiziellen Wortbildung „neukircher" heißen!) Missionsarbeit war in unserm „Protestantenblatt" (Nr. 46) gegenüber den Insinuationen der „Neuen preuß. Ztg." bereits klargestellt. Die Sache war so nichtssagend, daß sie keines Wortes verlohnte. Da haben Sie in Ihrer Nr. 47 die Geschichte nicht nur wiederholt, sondern jenes ganze Exposé der „Kreuzzeitung" als Fußnote noch einmal gebracht, beiläufig nachdem Sie die berichtigende Nummer des „Protestantenblattes" bereits auch acht Tage zur Verfügung hatten. Sie hätten sich sagen müssen, daß der Passus jenes Blattes betr. das Mißverständnis („wir lassen dahingestellt, ob aus bösem Gewissen oder aus völliger Unwissenheit"), nur aus Charakterschlechtigkeit hervorgegangen sein konnte. Denn daß der Herzenskündiger sein Amt mir gegenüber nicht an die „Kreuzzeitung" abgetreten hat, das müssen selbst Sie wissen!

Und doch sind leider diese tiefsten sittlichen Gesichtspunkte Ihnen gegenüber nur Nebensache. Ihnen gegenüber handelt es sich lediglich um das bißchen Logik, das als notwendiger technischer Apparat der Menschennatur hienieden nun einmal beigefügt ist.

Sie sagen: „da hat Dr. Sc. durch seine von keiner Sachkenntnis getrübte Erwiderung .... weil ihm die in Frage stehende Neukirchener Missionsgesellschaft völlig unbekannt war, jeden Anspruch auf Wissenschaftlichkeit auch in den Augen des schlichtesten Landgeistlichen (sic!) verloren."*)

Also weil ich die Worte „neukirchlichen" bezw. „neukirchener" des Referenten mißhöre, deshalb ist mir die Neukircher (nicht „Neukirchener") Missionsgesellschaft völlig unbekannt! O Logik! Lernen Sie doch vom jüngsten Gerichtsreferendar Begriffe fixieren!

Und nun muß ich Ihnen eine schmerzliche Enttäuschung bereiten. Vor zwanzig Jahren war ich eine Meile von Neukirchen in der Grafschaft Mörs Hauslehrer und habe selbst an einem spezifisch Neukircher Missionsfest mit lebendigem Interesse teilgenommen. Es war kurz vor Gründung der jetzigen Missionsanstalt, aber der Geist dabei war schon derselbe, der pietistische Geist des alten Bräm.

Doch nun weiter collegium logicum! Also: Wer die „Neukirchener Missionsgesellschaft" (Sie meinen die „Neukircher Missionsanstalt") nicht kennt, der hat „jeden Anspruch auf Wissenschaftlichkeit auch in den Augen des schlichtesten Landgeistlichen für immer verloren". Ich gratuliere Ihnen zu diesem hohen und bequemen Ideale theologischer Wissenschaftlichkeit. Sie sind weiter gekommen. Ich kann mir denken, daß einer der besten unter Ihnen, der Erlanger Frank, vielleicht zufällig irgend eine kleine Missionsgesellschaft nicht gekannt hätte und daß er doch für einige von uns eine gewisse Bedeutung für die theologische Wissenschaft behalten hätte! Aber von jetzt ab sind wir fein heraus: statt uns die Werke der Geistesheroen unserer Disziplin Schweiß und Lukubrationen kosten zu lassen, lesen wir bloß etwa das (übrigens von mir gewürdigte) Büchlein Gunderts über „Die Evangelische Mission" — und siehe, du wirst ein großer Theologus sein!

Aber noch für eins bin ich Ihrem Verdikt dankbar. Ich habe nun einmal die Schwäche, daß ich in dem gespannten Kampfe unserer Zeit um die Geistesfreiheit nicht für einen theologischen Scholastiker und kirchlichen Dunkelmann gehalten werden möchte. Nachdem Sie mir Wissenschaft und Glauben abgesprochen haben, bin ich gewiß, daß alle deutschen Mitkämpfer des Geisteslebens mich niemals in jenen falschen Verdacht nehmen werden. Und wenn Sie ferner den Satz meines Synodalantrages, in welchem ich auf die hohe Bedeutung der heutigen theologischen Wissenschaft hinweise, höhnisch glossieren, von Verbeugungen vor ihr reden und wie herrlich weit wir es gebracht hätten: so kann ich Sie nur versichern, daß zu derjenigen echt theologischen Wissenschaft, deren Jünger zu sein mein Stolz ist, Ihrer Richtung Wissenschaft sein sollende rückständige Scholastik in keiner Weise gehört! Die Hefen, auf denen Sie erstarrt sind, können wir längst nicht mehr gebrauchen. Und jener Hengstenberg, nach dem Sie sich nennen und dem Sie in derselben Nr. 49 eines jungen Mädchens Preisgedicht von allerdings furchtbarer „Poesie" widmen, der Verderber der wissenschaftlichen Theologie in Preußen durch ein halbes Jahrhundert, reagiert auf Ihre Beschwörungen doch, Gott sei Dank, nur noch als fleisch- und blutloser Revenant.

Mit Ihnen eine dogmatische Verständigung zu suchen, wäre vergebene Liebesmühe. Denn Sie sind durch das Vererbungsgesetz der orthodoxistischen Zeitungsschreiberei unfähig, dem Christenglauben in einer andern Theologie als der Ihrigen gerecht zu werden. Ich habe nichts einzuwenden gegen Ihr Bild vom tiefen Graben zwischen uns. Unsere moderne Weltanschauung kann nicht wieder in den Leib des Mittelalters

*) Von mir gesperrt.

zurückkehren, um zum zweitenmale aus der Scholastik geboren zu werden. Wir ringen weiter aufwärts, um die moderne Menschheit, so wie sie vom Schöpfer hervorgerufen ist, ganz und ohne Rest durch das ewige Evangelium Jesu Christi durchleuchten und verklären zu lassen. Wenn Sie da nicht mitkönnen, bleiben Sie ruhig dahinten! Es geht auch ohne Sie. Schon Anno 1856 urteilte Karl Schwarz mit Recht über Ihrer Kirchenzeitung orthodoxistische Theologie, daß sie „nur ein pathologisches Interesse in Anspruch nimmt". Sie haben die christ-kollegiale Liebenswürdigkeit gehabt, mich mit Mephisto zu vergleichen. Das ist Ihnen gegenüber viel Ehre für mich. Aber ich muß diesen Vergleich bescheidenerweise ablehnen. Ich nehme lieber den fröhlichen Baccalaureus für mich in Anspruch, dessen Wort über die Professoren auch für Kirchenzeitungen gilt: „hat eine dreißig Jahr vorüber, so ist es Zeit, sie totzuschlagen". Bisher ist jede ernsthafte Kirchenzeitung auch wirklich nach rund einem Menschenalter eingegangen. Und Ihre vegetiert nun fast dreiviertel Jahrhundert, so etwas muß man nicht thun. Darum nehme ich von Ihnen Abschied auf Nimmerwiedersehen und wende mich „dem Lichten, Positiven" zu: „vor mir den Tag und hinter mir die Nacht!"

Für die große Gemeinde aber, mit deren Glauben ich mich eins weiß, folgen noch zwei Richtigstellungen.

1) Allerdings hat Generalsuperintendent D. Poetter mich dahin mißverstanden, als ob ich bei der Betonung des Unterschieds von Theologie und Religion einer allgemeinen Religionsmengerei das Wort habe reden wollen. Wie er mich freilich so mißverstehen konnte, das verstehe ich wieder nicht. Denn ich habe in klarsten Worten hingewiesen auf das, was uns alle bindet: das durch Christus hergestellte vollkommene religiöse Verhältnis, im Gegensatz zu dem, was uns trennt: die dogmatischen Hüllen. Ich habe nichts anderes gesagt, als was die besten liberalen Theologen von jeher gesagt haben, besser als ich es vermag: zuletzt noch der edle unvergeßliche Otto Dreyer in seinem „Undogmatischen Christentum" und den dazu posthum herausgegebenen Aufsätzen. Übrigens bin ich von andern als dem Herrn Generalsuperintendenten nicht mißverstanden worden, wofür mir von Mitgliedern der Rechten nachher Zeugnisse in Menge gegeben wurden. Aber freilich verschränkte mir dieselbe Majorität durch Annahme ihres Schlußantrages die Rechtfertigung.

2) Sup. a. D. Friedemann bemerkt am Schlusse seiner Mitteilung in Nr. 49 der „Ev. K.-Z.": „Sc. nahm eine isolierte Stellung ein . . . die dritte Gruppe, die „Evangelische Vereinigung", zählte zu ihren Mitgliedern zum Teil ganz positive Männer, und diese Gruppe hatte es, wie verlautete, abgelehnt, Dr. Scipio aufzunehmen."*)

Es ist immer unvorsichtig, mit einem „wie verlautete" Thatsachen erhärten zu wollen. Nun bleibt mir nichts anderes übrig, als Herrn Sup. a. D. Friedemann öffentlich aufzufordern, seine Gewährsleute zu nennen. Wären sie Mitglieder der „Evangelischen Vereinigung", was ich aber durchaus nicht glaube, so hätten sie gelogen. So muß ich auch diese, übrigens inhaltlose Sache mitteilen. Längere Zeit vor dem Anfang der Synode forderte mich der mir persönlich befreundete alte Führer der „Evangelischen Vereinigung" mündlich auf, mich ihr anzuschließen; dem ließ er bald eine gedruckte Aufforderung nachfolgen, in welcher sich die Gruppe ausdrücklich als „Mittelpartei, Beyschlag", bezeichnete. Ich leistete keiner dieser Aufforderungen Folge, sondern ging in die Synode von vornherein selbstbewußt ein einsamer Mann. Bei der Eröffnung setzte ich mich allein. Da passierte mir etwas echt Mittelparteiliches: zuerst kam von seiten der „Evangelischen Vereinigung" mein alter hochverehrter, achtzigjähriger Freund, der zum erstenmal in der Synode war und der für kirchlich-theologische Parteikategorien in seinem vernünftigen Gottesdienste kein Verständnis hat; denn er hat unserer Gemeinde selbstlose Liebe erzeigt, wie das zwanzig Provinzialsynoden nicht vermögen. Der kam also und sagte etwa: Sc., kommen Sie doch mit zu uns, wir paar Stettiner gehören doch einmal zusammen! Ich aber blieb sitzen. Kaum hatte er sich unter Händedruck von mir verabschiedet, so trat ein vorpommerscher Superintendent an mich heran, den ich vor einem Jahrzehnt einmal gesehen hatte, stellte sich wieder vor und bat mich: Geehrter Herr Bruder (sic!), ich bin eigentlich positiv-uniert, halte mich aber seit neunzehn Jahren zu dieser Stettiner Gruppe der Mittelpartei; ich höre, Sie wollen event. auch dabei eintreten: bitte, thun Sie es nicht, denn ich schätze Sie zwar persönlich, müßte dann aber, um Ihrer Richtung willen, aus der Gruppe austreten und das wäre mir leid! — Lachend und freundlich ersuchte ich ihn, seinen Kohl alleine zu bauen, froh, daß durch das gesellschaftliche Ungeschick des einen Mitgliedes mir das Fernbleiben auch von meinen persönlichen Freunden hier leicht gemacht wurde. Das nennt Herr Sup. Fr., „die Gruppe hatte es, wie verlautete, abgelehnt, Sc. aufzunehmen!"

Ebenso „mittelparteilich" war dann auch das Verhalten der kleinen Gruppe beim Professorenantrag. Die meisten ihrer Mitglieder, es waren zehn, verstanden sich dazu, meinen Antrag zu unterstützen, auch dann noch, als er ein Abänderungsantrag geworden war und ich somit keiner Unterstützung mehr bedurft hätte. Aber als mein Antrag niedergestimmt war, stimmten sie alle, mit einer einzigen Ausnahme, für den Cremerschen Antrag, der dem innern Sinn nach dem meinen diametral entgegenstand!

Ja, in der Synode „nahm ich eine isolierte Stellung ein": Einer wider 110 bezw. 120!

Aber außerhalb der Synode, in Stettin und den Provinzialstädten, da sind mit mir gewesen die Tausende!

Stettin. Konrad Scipio.

*) Von mir gesperrt.

Kirchliche Nachrichten.

Protestantisches.

(Berlin.) Die neue Kapernaumgemeinde hat ihren Bezirk erhalten, ihre Grenzen gehen: Durch die Mittellinie der Buchstraße von der Mittellinie des Spandauer Schiffahrtskanals nordwärts bis zur Mittellinie der Föhrer Straße, durch die Mittellinie der Föhrer Straße von der Mittellinie der Buchstraße ostwärts bis zur Mittellinie der Amrumer Straße, durch die Mittellinie der Amrumer Straße von der Mittellinie der Föhrer Straße nordwärts bis zur Mittellinie der projektierten Straße XV, durch die Mittellinie der projektierten Straße XV von der Mittellinie der Amrumerstraße ostwärts bis zur Mittellinie der Müllerstraße, durch die Mittellinie der Müllerstraße von der Mittellinie der projektierten Straße XV nordwärts bis zur Mittellinie der Utrechter Straße, durch die Mittellinie der Utrechter Straße von der Mittellinie der Müllerstraße ostwärts bis zur Mittellinie der Malplaquetstraße, durch die Mittellinie der Malplaquetstraße von der Mittellinie der Utrechter Straße nordwärts bis zur Mittellinie der Seestraße, von der Mittellinie der Malplaquetstraße ostwärts bis zur Weichbildgrenze. — Der Schwindel des Gesundbetens geht in Berlin weiter, nun hat man im Westen eine Parterrewohnung mit Kapelle, Lesezimmer und Konsultationszimmer eingerichtet.

(Bremen.) Wir wundern uns, daß der „Kirchliche Anzeiger für Württemberg" in Anlehnung an den Bericht der „Chronik der Christlichen Welt" einen in seiner Unvollständigkeit durchaus entstellenden Bericht über unsern Artikel Steudel-Spitta glaubte bringen zu müssen. Da, wie wir hören, der „Kirchliche Anzeiger" eine ihm aus Württemberg eingesandte Berichtigung zurückwies, so möchten wir diese Thatsache wenigstens festgestellt haben. Die Redaktion.

(Preußen.) Der Generalsynodalvorstand unter dem Vorsitzenden D. Grafen von Zieten-Schwerin tritt zu einer Beratung zusammen und wird am zweiten Tage eine gemeinschaftliche Sitzung mit dem Evangelischen Oberkirchenrat haben. Man bringt mit diesem Beratungen die Gerüchte in Zusammenhang, die von einem Rücktritt des Generalsuperintendenten der Kurmark, D. Dryander, reden. Als sein Nachfolger wird der neuernannte Konsistorialrat Pfarrer Lahusen von der Dreifaltigkeitskirche genannt, der auch von dem Organ der positiven Union, der „Kirchlichen Wochenschrift", nicht gerade freundlich begrüßt wird, als einer, dessen Berufung ins Konsistorium die Neigung dieser Behörde von rechts ab kennzeichne. — Nach den obengenannten Beratungen sollen die Verwaltungsausschüsse der Altersversorgungskasse für evangelische Geistliche und des Pfarr-Witwen- und Waisenfonds zur Verhandlung und Beschlußfassung zusammentreten. — Der „Reichsbote" kann sich immer noch nicht über die Görlitzer Kaiserrede beruhigen und läßt sich immer neuere und immer sicherere Fassungen der ominösen Worte über die Religion telegraphieren. Er ist zu bedauern in seiner Lage, denn alle die Register, die er stets bereit hat gegen Unglauben, Rationalismus, moderne Theologie und Liberalismus, sie müßten nun ziehen gegen den Kaiser, und er ist elastisch genug, daß er es thun müßte. So rächt sich die beliebte Verquickung von Religion und Politik. Aber vielleicht ist es diesem engen, aber elastischen Organ einmal ganz gut und gesund, nicht unter dem Schatten königlicher Gunst zu leben. Solche Zeiten haben schon oft befreiend auf das eigene Gemüt gewirkt. — Die „Voss. Ztg." schreibt: Auf

den vor kurzem abgehaltenen Provinzialsynoden der neun älteren preußischen Provinzen ist durch verschiedene, an die Provinzialsynoden gerichtete Petitionen die Frage des **Anschlusses der Hilfsgeistlichen an den Pfarr-Witwen- und Waisenfond,** die sowohl die Kirchenbehörden der in der Verwaltung dieses Fonds zusammengeschlossenen verschiedenen Landeskirchen, als den ständigen Vorstand des in Rede stehenden Fonds seit Jahren beschäftigt hat, von neuem in Anregung gebracht worden. Namentlich lagen den Provinzialsynoden Petitionen der Pfarrvereine vor, die auf den Anschluß der Hilfsgeistlichen an den Pfarr-Witwen- und -Waisenfond abzielten. Die in dieser Beziehung von den Provinzialsynoden gefaßten Beschlüsse haben sich in sehr mannigfaltiger Richtung bewegt. Während einige derselben in Anerkennung der Schwierigkeiten, die dem erstrebten Anschluß der Hilfsgeistlichen an den Pfarr-Witwen- und Waisenfond entgegenstehen, den Übergang zu der einfachen oder motivierten Tagesordnung beschlossen haben, sind die Petitionen von anderen dem Kirchenregiment zur Erwägung überwiesen worden. Die in Rede stehende Angelegenheit hat nun, wie die „Post“ hört, ihre endgiltige Erledigung im verneinenden Sinne gefunden. Eine Umfrage, die der Vorstand des Pfarr-Witwen- und Waisenfonds an die beteiligten Kirchenbehörden gerichtet hat, hat zu dem Ergebnis geführt, daß hinsichtlich der Anstellungsverhältnisse der Hilfsgeistlichen, sowie hinsichtlich der Höhe, Zusammensetzung und Kontinuität ihres Diensteinkommens schon innerhalb der einzelnen, an dem Pfarr-Witwen- und Waisenfond beteiligten Landeskirchen eine außerordentlich große Verschiedenheit herrscht. Wenn sich schon daraus gegen die Durchführbarkeit des Gedankens einer Beteiligung der Hilfsgeistlichen an dem Pfarr-Witwen- und Waisenfond die schwerwiegendsten Bedenken ergeben, so steigern sich diese noch dadurch, daß die geforderte Zulassung eine Änderung der bestehenden Gesetze bedingen würde. Es haben sich daher die Kirchenbehörden der drei größten am Pfarr-Witwen- und Waisenfond beteiligten Landeskirchen: der Evangelische Oberkirchenrat der altpreußischen Landeskirche, das Landeskonsistorium in Hannover und das Konsistorium in Kiel gegen eine Änderung des bestehenden Zustandes entschieden und sich auch in Betreff des Bedürfnisses einer Änderung im verneinenden Sinne ausgesprochen. Die in Rede stehende Frage dürfte damit endgiltig abgethan sein.

Römisches.

Der **historisch-wissenschaftliche Kongreß in Rom** wird am 2. April nächsten Jahres auf dem Kapitol eröffnet werden. Seine gewöhnlichen Sitzungen wird er, wie der „Tgl. Rdsch.“ geschrieben wird, im Collegio Romano abhalten. Acht Abteilungen sind bisher vorgesehen worden. Sie werden umfassen: Die erste Geschichte des Altertums, Inschriftenkunde, alte und vergleichende Philologie; die zweite mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte, Methodik und Hilfswissenschaften; die dritte Geschichte der Litteratur; die vierte Archäologie, Numismatik und Kunstgeschichte; die fünfte Rechtsgeschichte; die sechste Geschichte der Geographie und geschichtliche Geographie; die siebente Geschichte der Philosophie und Geschichte der Religionen; die achte Geschichte der mathematisch-physischen Natur- und medizinischen Wissenschaften. Jeder Gebildete wird also Gelegenheit haben, sich in irgend eine Abteilung eintragen zu lassen und die Reise nach Rom und durch ganz Italien mit 40—60 v. H. Rabatt zu machen. Denn die italienischen Eisenbahnen und von den Schiffsgesellschaften die „Navigazione Generale“ gewähren, die ersteren vom 8. März bis zum 7. Mai und die „Navigazione“ vom 15. Februar bis zum 14. Mai, die genannte Ermäßigung.

Litteratur.

Margarete von Hochfeld, Grüße deutscher Dichter, 240 S., eleg. geb. 3 *M.* Verlag W. Vobach & Co., Berlin und Leipzig.

Die Sonntags-Gedanken der obengenannten Verfasserin haben bereits in unserem Blatte (Nr. 27) die ihnen gebührende Würdigung gefunden. Sie seien noch einmal als Weihnachtsgabe warm empfohlen. Auch die angezeigte Sammlung von Dichtergrüßen ist wert, eine immer weitere Verbreitung zu finden. Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß in zwei Jahren 15 000 Exemplare abgesetzt worden sind, ein Beweis, daß der Idealismus wieder kräftig im deutschen Volke sich regt. Man fühlt es beim Blättern in dieser Sammlung so recht, wie reich wir sind an Schätzen der Dichtkunst und was für ein tiefer unerschöpflicher Wunderbronnen das deutsche Gemüt ist. Auch die moderne Litteratur hat eine taktvolle Berücksichtigung gefunden, wir nennen nur einige Namen: Avenarius, Blüthgen, Busse, Falke, Jacobowski, Liliencron, Schönaich-Carolath, Trojan, Wolzogen, Johanna Ambrosius, Ebner-Eschenbach, Eschstruth, Betty Paoli u. a. Auch wer kein Fremdling ist im Reiche der Lyrik, wird doch manche ihm neue kostbare Perle finden. Eine Gliederung in etliche Abschnitte und strenger sachliche Gruppierung hätte unserem Gefühl nach den Wert der Sammlung noch erhöht.

Nermsdorf. A. König.

Kirchenheizung
best bewährtes und unbedingt billigstes irisches System; über 2000 Anlagen ausgeführt.
H. von Bötticher, Hamburg V.

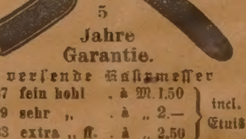
Zeit und **„Hilfe“** sind gegenwärtig die beiden beachtetsten und gediegensten politischen und sozialpolitischen Wochenschriften Deutschlands. „Vaterland, Freiheit, Sozialreform“ lautet ihre gemeinsame Parole, national und sozial sind ihre gemeinsamen Ziele!
Hilfe ist die billige Volksausgabe und kostet vierteljährlich nur 60 Pfg. bei Agenten am Orte. Mk. 1.— bei Post oder Buchhandel. **„Zeit“** ist das reichhaltigere Organ für anspruchsvolle Leser und kostet in vornehmer Ausstattung Mk. 3.— vierteljährlich bei allen Postanst. u. Buchhandlgn.
Probenummern versendet jederzeit gerne **gratis** der Verlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Regierungs-Kommissar.

— **Firma 1870 gegr.** —
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung. bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie. Fabrik: **Wilhelm Emmer** Berlin 219, Seydelstr. Allerhöch. Auszeichn.
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Beten u. modern. Mensch sein
Wie s. d. beid. zus. reimt
v. **Günth. Wohlfarth.** f. geb. 2 *M.*
Verlagsh. **Paul Waetzel in Leipzig** 14.
E. Weihn.-B. w. wenige f. denk. Chr.!

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor **R. Emde** zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.
Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. **Verlag von Carl Schünemann.**

Umsonst versende meinen großen **Prachtkatalog**
allerneueste Ausgabe, mit vielen Neuheiten von **ff. Solinger Stahlwaaren Waffen, Haushaltgeräthe, Gold-, Silber- u. Lederwaaren** 2c. 2c.
30 Tage zur Probe.

5 Jahre Garantie.
versende Rasirmesser
No. 27 fein hohl . à M. 1.50
„ 29 sehr „ . à „ 2.—
„ 33 extra „ ff. . à „ 2.50
incl. Etuis
Sicherheits-Rasirmesser M. 3.— G. R. G. M.
(Verletzung unmöglich.)
Nichtgefallendes Betrag sofort retour
Täglich zahlreiche Anerkennungen.
Emil Jansen, Stahlwaarenfabrik und Versandhaus
i. Wald No. 172 b. Solingen.

Wer an **Epilepsie** (Fallsucht Krämpfen) und anderen nervösen Zuständen leidet, verlange Broschüre darüber. Erhältlich gratis und franko durch die
Schwanen-Apotheke,
Frankfurt a. M.

Bilder Fenstervorsetzer, Wandteller, Vasen, Christus-Statuen und Büsten für vornehmen Zimmerschmuck empfiehlt die Kunstanstalt von
Herm. Plenz, Berlin S, Prinzenstr. 71.
Illustr. Katalog kostenfrei.

Sprachbuch
von **Luise Kugler. 5. Auflage.**
In Prachtband gebunden mit Goldschnitt. **Preis** *M.* **6.—.**
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Probenummern des „Protestantenblattes“ werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt. Der Verlag.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.